

## Schopenhauer, der Weltbuchleser\*

Von Thomas Regebly (Frankfurt am Main)

Für Hans Blumenberg

Schopenhauer war ein großer Leser. Er lebte und webte in den zahlreichen Büchern, die er besaß. „Für den Fall der Verheirathung“ befürchtete er sogar eine Bedrohung seiner „Oekonomie“ durch exzessive Bücherkäufe (HN IV/2, 112). Besonders in seiner Frankfurter Zeit war er darauf bedacht, seine Bibliothek methodisch zu erweitern und zu vervollständigen. Zugleich aber war er ein „Selbstdenker“, für den Bücher bekanntlich nichts anderes sein können als Hilfsmittel und notwendige Umwege.

Im ersten Teil meines Vortrags möchte ich Ihnen den Leser Schopenhauer vorstellen. Sie werden sehen: er war ein lector multiceps, ein Leser mit vielen Gesichtern. Dabei interessieren nicht so sehr seine Aussagen *über* das Lesen und die Bücher — die „Aussage“ ist ja bekanntlich ein „abkünftiger Modus der Auslegung“<sup>1</sup> —, sondern gezeigt werden soll, *wie* er gelesen hat. Gemäß dem Ausspruch Friedrich Schlegels: „Das künstliche Lesen besteht darin, daß man mit andern ließt, nämlich auch das Lesen andrer zu lesen sucht“<sup>2</sup>, geht es darum, Schopenhauers Lesen zu lesen, nicht zuletzt, weil er „anders gelesen hat, als man es nach seiner Theorie annehmen konnte“, wie Dieter Lamping in einem Aufsatz von 1985 formuliert hat.<sup>3</sup>

Im zweiten Teil soll der Weltbuchleser präsentiert werden, genauer: es sollen Gründe aufgeführt werden, die Schopenhauer dazu gebracht haben, Bücher durchaus gering zu schätzen. Diese Gründe machen zugleich deutlich, daß er zu Recht als „Anti-Hermeneutiker“ bezeichnet werden kann, dem die „hermeneutische Vernunft“ suspekt sein mußte.

### 1.

Der V. Band des „Handschriftlichen Nachlasses“, von Arthur Hübscher 1968 vorgelegt, informiert über die Bibliothek Schopenhauers und enthält die Handschriften zu seinen Büchern. Ergänzungen finden sich in den Schopenhauer-Jahrbüchern von 1973, 1982, 1983, 1986 und 1987.

Zunächst fällt auf, daß er — als eine Art „Pangloß“ der „indogermanischen Dialekte“ — das Gespräch mit den Verfassern jeweils in deren Sprache führte: lateinisch, italienisch, spanisch, englisch oder deutsch, griechisch nicht zu vergessen. Sein Sprachtalent ist bekannt: er übersetzte nicht nur den Spanier Gracian, sondern trug sich auch mit dem Gedanken, Werke von Hume ins Deutsche zu übertragen. Sein Lebenslauf, „curriculum vitae“, war, damaligen Gepflogenheiten folgend, lateinisch abgefaßt, und die Übersetzung der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ für eine naturwissenschaftliche Reihe ins Lateinische besorgte er ebenfalls selbst.

Bei dem „Gespräch“ mit den Verfassern achtete er sehr genau auf Unterschiede im Ton. Während Johann Gottlieb Fichte, bei dem Schopenhauer stu-

diert hat, in der 3. Person kritisiert wird, nimmt er bei dessen Sohn kein Blatt vor den Mund: „Dir wird man glauben, Sohn eines Lügners!“ heißt es in einer Randbemerkung (HN V, 45). Augustinus wird einmal mit „mi bone Pater“, „mein guter Vater“ angeredet (HN V, 194). Zu Kants Bemerkung in den „Metaphysischen Anfangsgründen“, daß „Materie ein jeder Gegenstand äußerer Sinne“ sei, wendet er höflich ein: „Ich bitte zu bemerken, daß die äußeren Sinne selbst schon Materie sind.“ (HN V, 79) Im 2. Band der „Theologischen und philosophischen Schriften“ von Lessing findet sich als Randbemerkung die Frage: „Herr, redet Ihr ernsthaft, oder seid Ihr ein Schalk?“ Spinoza wird geduldet. Zu einem Gedanken dieses Autors bemerkt Schopenhauer am Rand: „quia confuse cogitas“ [weil Du konfus denkst] (HN V, 169). Daß der Leser von Schelling in dessen Schrift über die „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre“ mit „Du“ angeredet wird, erregt seinen Unwillen. „Ein sauberes Beispiel wie unser Windbeutel dem Leser Nasen zu drehen versucht; er nennt ihn Du, weil er sich einen dummen Jungen denkt.“ (HN V, 144)

Die Randschriften zeigen vor allem den scharfsichtigen und -züngigen Polemiker. Wie Hübscher sagte, hat Schopenhauer seine Bibliothek zu einem „Archiv der Bekenntnisse“ ausgestaltet, die natürlich in dieser Form nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Einige der „oft sehr derben Glossen des mürrischen Philosophen“ möchte ich Ihnen zitieren. Sie sind zum Teil auch durchaus von philosophischem Interesse, da sie die Stellung Schopenhauers zu dem jeweils Attackierten erhellen und auf die Rezeption ein Licht werfen können. Auf dem Vorsatzblatt zu Franz von Baaders „Begründung der Ethik durch die Physik“ steht: „Auch nicht ein einziger armer Gedanke in der ganzen Saalbaaderei!“ (HN V, 9), wobei „Saalbaaderei“ natürlich mit zwei, d. h. vier „a“ geschrieben wird. In den „Anti-Hobbes“ des Juristen Feuerbach schreibt er: „Nur Deutsche sind solcher Breite und Weitschweifigkeit fähig.“ (HN V, 44). Ein Gedanke Fichtes wird mit der Bezeichnung „absurditatis et impudentiae egregium specimen“ [ein erlebtes Beispiel der Absurdität und Unverschämtheit] charakterisiert (HN V, 54). Besonders Leibniz wird hart angegangen. Dessen Theorem von der „besten aller Welten“ war Schopenhauer bekanntlich ein Dorn im Auge. Einmal schreibt er an den Rand: „Felis circumiens pulterem“ [die Katze, den Brei umschleichend], dann: „Er ist eigentlich nur ein glattgeleckter Leipziger Magister in erhöhter Potenz. Überall und immer läuft ihm der Deus, wie eine Bücherlaus, übers Papier“; und schließlich, am Schlusse eines Kapitels: „Lambe mihi culum“ — ein Spruch, den später Götz, allerdings in seinem „geliebten Deutsch“, populär gemacht hat (HN V, 104). In den Randschriften zu Schellings „Philosophischen Schriften“ steht über einer Seite: „Gefasel der letzten Verzweiflung geht in Wahnwitz über.“ (HN V, 148) In Feuerbachs Schrift „Vom Wesen des Christenthums“ steht über der Seite 7: „Hier war er besoffen“ und wenig später, über Seite 9: „Noch immer besoffen.“ (HN V, 211) Auch auf Französisch oder Englisch kann Schopenhauer seinem Unmut deutlich Ausdruck verleihen: „C'est plus que fou“, heißt es, oder „It's raving madness!“ (HN V, 276) Schubert, der Verfasser der „Symbolik des Traumes“, wird kurzerhand als „Fasel-Hans“ bezeichnet (HN V, 313). Zu Spinozas Gedanken, daß der Mensch die Tiere zu seinem eigenen Vorteil gebrauchen dürfe, weil sie von Natur nicht mit ihm übereinstimmen, notiert er: „Rado-tage sans tête ni queue, et même révoltant“ (HN V, 171). Sogar zu Goethe, der in

der „Farbenlehre“ als „einer der größten Geister aller Zeiten“ bezeichnet wird (F, 83), notiert er einmal: „Deliramenta senilia“ (HN V, 406). Aber auch ironische Bemerkungen finden sich, so zu dem „Index vocabulorum“ des wackeren Doederlein: „Videtur Noster revelationes particulares de Etymologia habuisse.“ [Unser Autor scheint eigentümliche Offenbarungen hinsichtlich der Etymologie gehabt zu haben.] (HN V, 366)

Den Übergang vom „Polemiker“ zum „Einflussforscher“, der ein ausgeprägtes Bewußtsein für geistiges Eigentum, vor allem das eigene, an den Tag legt, macht folgende Randbemerkung zu Schleidens Buch über „Die Pflanze und ihr Leben“: „Was er (im Vorhergehenden) aus fremden Büchern beibringt[,] ist sehr gut. Sobald er in eigener Person redet, hat man den gedankenlosen Laifen vor sich“. Auf dem hinteren Vorsatzblatt steht entsprechend: „In diesem Buch ist Alles sehr gut, — mit Ausnahme dessen, was dem Verfasser selbst angehört.“ (HN V, 279) Schopenhauer legte, wie schon gesagt, großen Wert darauf, daß die „Priorität“ eines Gedankens stets auch dem eigentlichen Urheber zugeschrieben wird. Sehr empfindlich reagierte er auf tatsächliche oder vermeintliche Plagiate. Auch Einflüsse werden sorgfältigst notiert. So heißt es an einer Stelle über Empedokles: „fons doctrinae Platonis“ (HN V, 39). In einer Plutarchausgabe hält er fest: „Platonis de ideis doctrina a Pythagora desumta.“ (HN V, 127) Ein Gedanke in den „Grundsätzen der allgemeinen Logik“ seines Göttinger Lehrers Schulze wird auf Kant zurückgeführt: „Dies hat er alles ganz und wörtlich von dem großen, von ihm so oft angebellten, Kant.“ (HN V, 157) Als „Kants Vordermann“, der zuerst den Gedanken, daß „der Raum nur zu den Erscheinungen äußerer Dinge gehöre“, wird Maupertuis namhaft gemacht (HN V, 81). Dieser Nachweis, „der Kanten großen Abbruch thut, ist sehr wichtig und wird eine bleibende Stelle in der Geschichte der Philosophie behalten“. Zu einer Äußerung von Adam Smith heißt es: „This may have occasioned Kants categorical imperative.“ (HN V, 166) Gegen die Behauptung von Laplace: „Buffon est le seul qui je connaisse, qui depuis la découverte du vrai système du monde, ait essayé de remonter à l'origine des planètes et des satellites“ wird Kants Priorität festgehalten (HN V, 267). Schellings Gedanke über den „Grund“ der Seele sei „à la Jakob Böhme: schlechte Nachäffung desselben“ (HN V, 147). In einem Atemzug werden Böhme und Schelling auch in einer Anmerkung zum „Oupnek'hat“ genannt. Zu einer von Irenaeus berichteten Fabel heißt es dort: „Ex hac fabula Jac: Böhme & deinde Schelling sua dogmata confecerunt.“ [Aus dieser Geschichte haben Böhme und danach Schelling ihre Dogmen bezogen.] (HN V, 338) Überhaupt ist er auf Schelling nicht gut zu sprechen — trotz oder vielleicht gerade wegen der Ähnlichkeit einiger zentraler Gedanken. Schellings „Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie“ werden kommentiert: „Das Ganze ist durchaus nichts weiter als eine vernebelte und verschwebelte, auch unvollständige Darstellung des Pantheismus des Spinoza. Keinen einzigen dem Verfasser eigenen Gedanken habe ich gefunden.“ (HN V, 263) Immerhin wird der Satz Schellings „Das Princip [...] ist der Eigenwille der Creatur, der aber blinder Wille ist“ mit Bleistift als „Vorspuk von mir“ bezeichnet (HN V, 147) — eine Formulierung, die auch in den „Parerga“ begegnet (P I, 142) und schlaglichtartig die „Tradition“ erhellt, die von Schelling zu Freud und Gehlen führt.

Auch in der Literatur gilt es, die Prioritäten zu sichern. Bei einem Gedicht, das Spicer Coleridge zuschrieb, notiert Schopenhauer „Schiller, Wallenstein“ (HN V, 314). Den Satz „je vaux mieux que ma réputation“, d. h. den Gedanken, habe Schiller von Chamfort „gestohlen“ (HN V, 442). Die Maxime Nr. 48 von La Rochefoucauld, den Schopenhauer sonst sehr schätzte, sei wiederum „volé à Gracian“ (HN V, 445). Verse von Byron führt er hingegen auf La Rochefoucauld zurück oder bemerkt: „Stol'n from Petrarca.“ (HN V, 454) Goethes Gedichte wimmeln, wenn man Schopenhauer Glauben schenken will, von italienischen Sprichwörtern, deren Herkunft aus dem Band „Proverbi italiani“ der aufmerksame Leser säuberlich verzeichnet. Schopenhauer behauptet auch, daß der Grundgedanke der „Metamorphose der Pflanzen“ aus Kaspar Friedrich Wolffs „Theorie von der Generation“ (1764) stamme. „Das Breite und Unbestimmte des Vortrags“ dagegen „gehört Goethen selbst an.“ (HN V, 410)

Wie man sieht, hat Schopenhauer einen geradezu kriminalistischen Spürsinn entwickelt, um Filiationen und Traditionen aufzudecken. Die Literatur- und Geistesgeschichte erscheint, überspitzt gesagt, als ein einziger Abschreibezusammenhang. Daß Schopenhauer gegenüber Diebstählen seiner eigenen Gedanken äußerst empfindlich war, braucht kaum noch gesagt zu werden. Der Ausdruck, der Mensch sei nichts als eine „Fabrikwaare“ der Natur, begegnet bei Scheidler — „gestohlen“, schreibt Schopenhauer an den Rand (HN V, 143); Brandis wird des Plagiats bezichtigt (N, 13 f.; s. HN V, 241), auch in dem Buch von Franz über „The eye“ steht: „Stol'n from me.“ (HN V, 254) Zu dem Buch von Meyer „Ueber die Unzulässigkeit der Spinal-Irritation“ bemerkt er brieflich: „Ein fleißiges Studium meiner Werke ist aus seinem Buche ersichtlich.“<sup>8</sup> Diese Beispiele mögen reichen. Lamping schreibt nun in dem schon erwähnten Aufsatz, daß es sich bei einigen gedanklichen Übereinstimmungen zwischen Schopenhauers und Lichtenbergs „Kritik des Lesens“ um „nicht näher ausgewiesene geistige Anleihen handelt“.<sup>9</sup> Vermutlich hat Schopenhauer es nicht für nötig gehalten, die Gedanken, die er sich gründlichst angeeignet hatte und die ihm in „Fleisch und Blut“ übergegangen, ja selbstverständlich geworden waren, in jedem Fall wieder auf ihren eigentlichen Urheber zurückzuführen.<sup>10</sup>

Wie die zitierte Äußerung über Schelling — „Vorspuk von mir“ — zeigt, war Schopenhauer ein begnadeter „Hineinleser“, der einen jeden Kontextualisten zur restlosen Verzweiflung bringen dürfte. Zu dem Satz des Augustinus „Homo [...] et anima constat et corpore“ hält er fest: „Psychologia rationalis, sive Dualismus Cartesii“ (HN V, 194), in Ciceros „De re publica“ findet er bereits den „Imperativus categoricus“ (HN V, 29); Ibn-Gabirol kann zwar „als mein Vorgänger angesehen werden, da er lehrt, daß der Wille Alles in Allem ist, thut und macht“, aber „zu mir verhält er sich wie ein Nachts unter dickem Nebel leuchtender Glühwurm zur Sonne“, da er es nur „in abstracto“ lehren würde.<sup>11</sup> In Brunos „dialogo quinto“ der Schrift „della causa“ sieht er „To év Eleaticorum, idemque substantia Spinozae“ (HN V, 22). Spinozas Formulierung „Deus, quatenus, ut causa libera consideratur“ wird fortgeführt „...est Voluntas, Wille“ (HN V, 169). Einen Vorschein des „Willens“, seines Weltprinzips, sieht er auch in Kants „Träumen eines Geistersehers“, hier wie auch sonst zwischen den Zeilen lesend (HN V, 98). Von außerordentlicher Bedeutung ist eine kurze Notiz in Fichtes „System der Sittenlehre“: dort steht: „...eine Handlung, durch den blinden Trieb moti-

viert...“ und Schopenhauer notiert sich: „Dieser blinde Trieb ist das wahre Licht.“ (HN V, 56) Bereits 1812 konnte er auf diese schlagende Weise seine Nähe und Differenz zum Deutschen Idealismus formulieren, ein Jahr bevor er sich anschickte, mit der Dissertation den „Unterbau seines ganzen Systems“ (s. G, V) zu fixieren. Daß er den Pandits bereits Einsicht in die „Antinomien der spekulativen Vernunft“ zutraute, ja überhaupt in die indische Maja-Lehre den Kantschen Kritizismus „hineinokulierte“, wie Alfred Schmidt sagt, sei noch am Rande erwähnt.<sup>12</sup>

Schopenhauer war aber als Leser nicht nur Gesprächspartner der großen Geister, Polemiker, Einflußforscher und „Hineinleser“. Es ist kaum möglich, hier sämtliche Facetten seines Lesens vorzuführen. Er bearbeitete viele seiner Bücher auch „textkritisch“, notierte sich Verbesserungen, Konjekturen und für die Edition relevante Details.<sup>13</sup> Auch der „Tourist“ und Bildungsreisende hat Spuren in den Büchern hinterlassen und den Besuch bestimmter Orte angemerkt.<sup>14</sup> Zahllose Randbemerkungen zeigen den engagierten Religionskritiker und Religionsphilosophen. Diese Stellen, die hier nicht im einzelnen aufgeführt werden können, ergänzen die Darstellung von Alfred Schmidt über „Schopenhauers Religionsphilosophie“<sup>15</sup> in dem einen oder anderen Punkt und zeigen, daß Schopenhauer durchaus nicht der „Philosophus christianissimus“ ist, zu dem ihn Paul Deussen machen wollte.

Es finden sich in Schopenhauers Büchern allerdings auch, das darf nicht unterschlagen werden, einige wenig freundliche, ressentimentgeladene Äußerungen über die Juden und den „Judengott“. Lütkehaus spricht sogar von „antisemitischen [...] Eruptionen“.<sup>16</sup> Auf diese und ähnliche Stellen konnten sich dann später Adolf Hitler und Alfred Rosenberg berufen.<sup>17</sup>

Daß Schopenhauer auch ein gewisses zeichnerisches Talent besaß und mit diesem seine Bücher nicht verschonte, können Sie aus dem von Alfred Estermann und Karl Riha edierten Band „Schopenhauers Kritzeleien“, der 1988 erschienen ist, ersehen. Gerne versah er ihm unsinnig erscheinende Stellen mit Eselsköpfen (z. B. HN V, 11). Eine Karikatur Goethes zielt den Band 55 der „Ausgabe letzter Hand“ (HN V, 406); auch ein „Hornochse“ kommt vor (HN V, 467).

Viele Randschriften sind aphoristischer Art und bringen seine Kritik auf den witzigen Punkt. „Der liebe Gott hat zwar die Nüsse geschaffen, Aber er hat sie nicht geknackt“, heißt es in einer sehr frühen Bemerkung (HN V, 20); zu Malébranches Satz „On voit qu'il y a un Dieu, dès que l'on voit l'infini“ setzt Schopenhauer hinzu: „assurément & je serois charmé d'avoir l'honneur de le voir“ (HN V, 113); an den Rand von „Phaedo 60 b“ schreibt er: „Point de plaisir sans peine: nicht umgekehrt“ (HN V, 126) — ein für die Eudämonologie oder vielmehr deren Unmöglichkeit zentraler Satz. Die Bemerkung Peter von Bohlens, „daß [...] im despotischen Orient nur Eigennutz und Schmeicheley zu gelten pflegen“, wird glossiert mit der Frage: „bei uns ists wohl anders?“ (HN V, 204). Passavant spricht von dem „absoluten Geist“ und Schopenhauer fragt: „wer ist das?“ (HN V, 309). Zu ergänzen ist das bekannte „... ich kenne diesen Burschen nicht!“ Goethes Verse: „... Schmeichele. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet, Was sie wünschen...“ wird bissig kommentiert mit der Bemerkung: „Seiner Exzellenz Lebensweisheit“ (HN V, 408). Neben den Titel „Stella. Ein Schauspiel

für Liebende“ schreibt er: „eine Satire auf die Monogamie, nebst Anleitung der Polygamie.“<sup>18</sup> Zu einer Stelle in Richard Wagners „Ring der Nibelungen“, „Aus Verehrung und Dankbarkeit“ dem Philosophen zugesandt, heißt es stilkritisch: „Die Sprache muß der Leibeigene des Herren seyn.“ (HN V, 436) In Byron's „works“ unterstreicht er dreiundzwanzigmal das Wort „I“ und schreibt hinzu: „There's not a single ‚I‘ in all Homer.“ (HN V, 454) Londonios Spruch „Non c'è rimedio più efficace contro il libertinaggio, quanto l'amore“ wird durch ein „e vice versa“ ergänzt (HN V, 482). Ein Letztes: die Äußerung des verdienten Frauenstädt: „...so können die Elemente der Leiber einer vorangegangenen Generation übergehen und zu Bestandteilen unsers eigenen lebendigen Leibes werden“ wird kommentiert mit der Bemerkung: „und das Kalbshirn, welches Du gestern gefressen hast, ist heute Dein eigenes: ich merk's!“<sup>19</sup>

Daß sich in Schopenhauers Bibliothek einige seltsame Titel befinden, die zum Teil in Walter Benjamins „Pathologischer Bibliothek“ auch ihren angemessenen Ort hätten, sei noch am Rande bemerkt.<sup>20</sup>

Der Leser des V. Nachlaß-Bandes dürfte überrascht sein, dort auch einigen Maximen und Reflexionen zu begegnen, die Schopenhauer als einen „Hermeneutiker“ wider Willen zeigen. Zu dem Kapitel über Lao-Tseu in einer französischen Philosophiegeschichte notiert er unter der Seite: „Rien de plus funeste à l'intelligence des philosophes orientaux, que cette manière de vouloir trouver le[s] partout comme chez nous.“ (HN V, 142)

Er warnt auch vor einem bestimmten Umgang mit Texten: „Widersprüche aufzuzeigen, ist die gemeinste und verrufenste Art[,] einen Autor zu widerlegen.“ (HN V, 165) Daß „logisch Widerspruchsvolles metaphysisch“ durchaus möglich sein kann: als „Ausdruck einer Erfahrung von Welt, die über den common sense hinausgeht“<sup>21</sup>, hat Schopenhauer natürlich gewußt. Übersetzungen hatte er in der Regel nicht nötig, ja er warnt sogar vor deren Gebrauch: sie seien „Surrogate wie Zichorie für Kaffee“.<sup>22</sup> Zu zwei Übersetzungen der „Tamulischen Schriften“ notiert er: „... der Deutsche hat die Worte, der Engländer den Sinn übersetzt.“ (HN V, 327) Sein Gesamturteil über den Übersetzer Lassen lautete: „Das ist eine betrübte Sache, wenn ein Uebersetzer weder die Sprache aus, noch die in welche er übersetzt gründlich und gehörig versteht ...“ (HN V, 332). Eine andere nennt er „deutsch verschwebelt und vernebelt“ (P II, 422). Empört notiert er anlässlich der Bemerkung von Warton, der die „Works“ von Pope ediert hat: „Pope knew no Greek?!“ (HN V, 463) Schopenhauer übersetzte bekanntlich die griechischen Zitate in seinen Schriften für die armen Menschen, die kein Griechisch können, ins Lateinische, im Glauben, daß dies ein jeder auch nur halbwegs Gebildete verstehen muß. Auch auf die Verständlichkeit selbst und deren notwendige Voraussetzungen reflektiert er, so wenn er zu Herders Satz aus der Metakritik „Was für dich nicht verständlich ist, laß unverstanden“ hinzufügt: „z. B. die Kritik der reinen Vernunft.“<sup>23</sup>

Diese Facetten des Lesers Schopenhauer mögen hier genügen. Es handelt sich natürlich nicht um eine vollständige Aufzählung, und es konnte auch nicht darum gehen, das „Wie“ der Lektüre im einzelnen aufzuzeigen. Das wäre interessant genug, aber Gegenstand eines eigenen Vortrags. Wenden wir uns nun dem Weltbuchleser zu, der nicht mehr auf die „Fenster“, durch die Bücher einen Blick hinaus ins Freie ermöglichen, angewiesen sein will.

## 2.

Im zweiten Teil des Vortrags geht es, wie gesagt, um den „Weltbuchleser“ Schopenhauer. Ein Blick in das Register<sup>24</sup> zeigt, daß der Philosoph zwar von „Weltei“, „Weltauge“, „Weltenleier“, „Weltknoten“ und „Weltgeist“ spricht, aber nicht vom „Weltbuch“. Aber wir brauchen uns nur an die berühmte Stelle im „Discours de la méthode“ von Descartes zu erinnern, um uns klarzumachen, daß die Weltbuchmetapher Schopenhauer geläufig gewesen sein muß. Dort heißt es über den Entschluß, sich von den „wissenschaftlichen Studien“ ab und der „Welt“ zuzuwenden: „... Et me résolvant de ne chercher plus d'autre science que celle qui se pourrait trouver en moi-même, ou bien dans le grand livre du monde, j'employai le reste de ma jeunesse à voyager, à voir des cours et des armées...“<sup>25</sup> In Otto Damms Schopenhauer-Biographie lesen wir, daß der Vater, Heinrich Floris Schopenhauer, für den Sohn das Prinzip aufgestellt habe: „Mein Sohn soll im Buche der Welt lesen.“<sup>26</sup> Dieses Prinzip machte sich der Sohn zu eigen. In der Kritik an Fichte im §7 des Hauptwerks unterscheidet er die „unächtlichen“ von den „ächtlichen“ Philosophen dadurch, „daß letzteren aus dem Anblick der Welt, jenen ersteren hingegen nur aus einem Buche“ die „Perplexität erwächst“, die den wahren Philosophen auszeichne (W I, 38). Aufgabe der Philosophie sei die „Entzifferung“ der Welt, die als Buch vorgestellt wird. „Das Ganze der Erfahrung gleicht einer Geheimschrift, und die Philosophie der Entzifferung derselben...“, heißt es im II. Bd., in dem berühmten Kapitel „Ueber das metaphysische Bedürfnis des Menschen“ (W II, 202 f.). Vom Standpunkt des Weltbuchlesers erscheint die Lektüre geradezu als Zeichen eines „Selbstverlustes“, wie Blumenberg in dem Schopenhauer gewidmeten Kapitel seines bedeutenden Werks „Die Lesbarkeit der Welt“ sagt.<sup>27</sup>

Folgende Gründe für eine Geringschätzung, ja Verachtung der Bücher lassen sich anführen: 1. der Primat der Anschauung; 2. der „umgekehrte Cartesianismus“<sup>28</sup>; 3. der Sprachinstrumentalismus und 4. die Gewißheit, im Besitze der Wahrheit zu sein. Sicherlich lassen sich noch weitere Gründe namhaft machen, aber da Schopenhauer die Zahl 4 besonders geschätzt hat, wollen wir es bei diesen zunächst einmal bewenden lassen.

1. Eine Anmerkung in Herbarts Buch „Hauptpunkte der Metaphysik“ lautet: „Das dialektische Spiel mit den abstraktesten Begriffen, das diese Metaphysik ausmacht, scheint das Vorbild und der Anlaß der Hegelschen Narrenphilosophie gewesen zu seyn, und ist zugleich ein neuer Beleg, daß in der Philosophie nichts auszurichten ist, wenn man ausgeht von abstrakten Begriffen statt von der Anschauung.“ (HN V, 68) Daß der Name Hegel mit dem „dialektischen Spiel der abstraktesten Begriffe“ in Zusammenhang gebracht wird, ist natürlich kein Zufall. Karl Löwith stellt in seinem Buch „Von Hegel zu Nietzsche“ pointiert dem „Begreifen“ Hegels die „Anschauung“ Goethes gegenüber.<sup>29</sup> Schopenhauer steht, das braucht nicht erwähnt zu werden, auf der Seite des Dichters. Auch eine kritische Randglosse zu Spinoza bringt dies zum Ausdruck: „Jede Lehre, die es nicht wagt, auf den festen Boden der Anschauung zurückzugehen, um nachzuweisen, wovon sie redet, sondern auf bloßen Begriffen fußt, schwebt in der Luft“<sup>30</sup>, heißt es dort apodiktisch. Die einschlägigen Formulierungen des Hauptwerkes zeichnen sich durch ihre Bildkraft aus. Der §7 beginnt mit dem Satz:

„Wie aus dem unmittelbaren Lichte der Sinne in den geborgten Widerschein des Mondes, gehn wir von der anschaulichen, unmittelbaren, sich selbst vertretenden und verbürgenden Vorstellung über zur Reflexion, zu den abstrakten, diskursiven Begriffen der Vernunft, die allen Gehalt nur von jener anschaulichen Erkenntniß und in Beziehung auf dieselbe haben.“ (W I, 41) Dieser Übergang von dem „Licht der Sonne“ in die Nacht des Mondes erinnert an Platons Höhlengleichnis und impliziert, daß der Philosoph sich von den Fesseln, die Begriffe nun einmal sind, lösen können muß. Begriffe sind für Schopenhauer „Vorstellungen von Vorstellungen“ (W I, 48). Ein Gleichnis veranschaulicht das Verhältnis der abstrakten Begriffe wie „Verhältniß, Tugend, Untersuchung, Anfang“ zu den konkreten wie „Mensch, Stein, Pferd.“: man könnte „die letzteren das Erdgeschoß, die ersteren die oberen Stockwerke des Gebäudes der Reflexion nennen.“ (W I, 49) Der Anschauung käme, um im Bilde zu bleiben, die Rolle des Fundamentes, auf dem das „Gebäude der Reflexion“ errichtet worden ist, zu. Schopenhauer gebraucht auch das Bild der „Quelle“: „Anschauung, theils reine a priori, wie sie die Mathematik, theils empirische a posteriori, wie sie alle andern Wissenschaften begründet, ist die Quelle aller Wahrheit und die Grundlage der Wissenschaft.“ (W I, 77) Wenig später heißt es: „... die ganze Welt der Reflexion ruht und wurzelt auf der anschaulichen Welt.“ (W I, 78) Sie ist „der letzte Grund und die Quelle aller Wahrheit“ (W I, 91). Auch das Verhältnis des Einzelnen zum Allgemeinen ist in diesem Sinne zu verstehen: das Allgemeine hat „seine Wahrheit nur vom Einzelnen erhalten, ist nur Speicher gesammelter Vorräthe, kein selbsterzeugender Boden“, sagt Schopenhauer, diesmal eine agrarische Metaphorik wählend (W I, 94). Es wäre nicht schwer, weitere Belege anzuführen, aber der Punkt dürfte, so denke ich, deutlich geworden sein.

2. Schopenhauer geht nicht mehr von der Selbstgewißheit des *ego cogito* als *fundamentum inconcussum* der Philosophie aus, sondern von der unmittelbaren Gegebenheit des Wollens. Dabei bleibt er im Bannkreis der Philosophie der Subjektivität, auch wenn er das traditionelle Verhältnis von Denken und Wollen umkehrt. „Das Subjektive allein ist das Unmittelbare“ (P I, 82), und aus dem „Unmittelbaren“ allein kann Erkenntnis geschöpft werden. Wenn die Geschichte der Philosophie durch die genannten „Leitbegriffe“ charakterisiert werden könnte, so ließen sich vier Phasen voneinander absetzen. Für die erste wäre ausschließlich das Denken wirklich, in der zweiten Phase würde das Wollen neben das Denken treten, die dritte würde durch den Versuch, das Denken als Wollen zu entlarven, gekennzeichnet werden können, und die vierte Phase schließlich würde nur noch das Wollen kennen wollen. Diese „terrible simplification“ könnte zumindest auf einen Blick den geschichtlichen Ort Schopenhauers definieren: den Übergang von der zweiten zur dritten Phase. Er „kehrt die traditionelle Einstellung, die behauptet, daß der Wille dem Verstand untergeordnet sei, um“ und „erklärt: Der Verstand dient dem Willen.“<sup>31</sup>

3. Bereits in der Dissertation von 1813 wird ein konsequenter Sprachinstrumentalismus vertreten. „Die Sprache ist die Bedingung der Aufbewahrung und Mittheilung der Begriffe, da sie sonst durch nichts fixirt würden. Sie ist auch wieder durch jene bedingt, weil sie ihr Werkzeug ist und außerdem nichts.“ (Diss.



50 f.; §27) Der Akzent liegt auf dem „und außerdem nichts“: Sprache ist nur „Werkzeug“ und wird von den Begriffen in Dienst genommen. Diese Sprachauffassung läßt sich weder mit der damaligen Sprachphilosophie — genannt seien nur Hamann und Humboldt — in Einklang bringen, noch mit zeitgenössischen Theorien, die den sogenannten „linguistic turn“ in der Regel schlicht voraussetzen. Für Schopenhauer ist die Sprache keine „Zwischenwelt“ — und eine „Welt“ schon gar nicht. Aber auch die Vernunft ist „nur Werkzeug“, da sie auch dem „vollendeten Bösewicht“ nutzen kann (Diss., 91; §58), ja selbst die Phantasie wird, völlig unromantisch, als „Werkzeug“ bezeichnet. Statt in diesem „Werkzeugkasten“ herumzustöbern gilt es, in der Welt Erfahrungen zu machen und diese auf Begriffe zu bringen. Auch im Hauptwerk findet sich diese instrumentale Sprachauffassung. „Sprache ist das erste Erzeugniß und das nothwendige Werkzeug seiner [sc. der menschlichen] Vernunft“ (W I, 44). Wieder findet Schopenhauer ein Bild, das den gemeinten Sinn veranschaulicht: „Offenbar ist die Rede, als Gegenstand der äußeren Erfahrung, nichts Anderes als ein sehr vollkommener Telegraph, der willkürliche Zeichen mit größter Schnelligkeit und feinsten Nüancirung mittheilt.“ (W I, 47) Und wieder begegnet das apodiktisch einschränkende „nichts anderes als“. Die Metaphorik legt den Akzent auf die Effizienz des „Apparates“ Sprache; es ist interessant, zu sehen, wie die philosophische Bildlichkeit den neuesten technischen Errungenschaften auf der Spur zu bleiben versucht.

4. Wer im Besitz der Wahrheit ist, braucht keine Bücher. Schopenhauer läßt keinen Zweifel daran, der Wahrheit auf die Spur gekommen zu sein. Eine resümierende Bemerkung auf dem Vorsatzblatt von Sallets Schrift über „Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit“ lautet: „Resultate der Fichte-Schelling-Hegelschen Philosophie, naiv ausgesprochen und populär vorgetragen: sie beweisen, wie sehr es noth that, daß ich kam.“ (HN V, 227) Bereits in dem „Anhang zu Kant“ heißt es: „Man fängt allgemein an, inne zu werden, daß die wirkliche und ernstliche Philosophie noch da steht, wo Kant sie gelassen hat. Jedenfalls erkenne ich nicht an, daß zwischen ihm und mir irgend etwas in derselben geschehen sei; daher ist unmittelbar an ihn anknüpfe.“ (W I, 493; Anhang) Von der philosophiegeschichtlichen Notwendigkeit seines „Systems“ ist er überzeugt. Ein Hinweis auf seine „Philosophiegeschichte“ — ich meine nicht die „applicatio“ des „Satzes vom zureichenden Grund“ auf die philosophischen Systeme in §7 des Hauptwerks (W I, 31 f.), sondern die „Fragmente zur Geschichte der Philosophie“ im ersten Band der „Parerga“ — soll dies erläutern. Sein Überblick beginnt, nach einer einleitenden Bemerkung, die nachdrücklich zum „eigenen Studium der Originalwerke“ auffordert, mit einem Kapitel über die „Vorsokratische Philosophie“, und sie endet, nach ausführlichen „Erläuterungen zur Kantischen Philosophie“ mit dem §14, der überschrieben ist: „Einige Bemerkungen über meine eigene Philosophie“. Die sich anschließende Abhandlung „Ueber die Universitätsphilosophie“ ist als eine Art Satyrspiel aufzufassen. Mit seiner Lehre, so meint er ganz ähnlich wie Hegel, liege ein definitiver Abschluß der Philosophie vor. Von Kant aus „habe endlich ich noch einen Schritt gethan und glaube, daß es der letzte seyn wird; weil ich das Problem, um welches seit Cartesius alles Philosophiren sich dreht, dadurch gelöst habe, daß ich alles Seyn und Erkennen

zurückführe auf die beiden Elemente unsers Selbstbewußtseyns, also auf etwas, worüber hinaus es kein Erklärungsprinzip mehr geben kann; weil es das Unmittelbarste und also Letzte ist.“ Dies steht in der „Skizze einer Geschichte der Lehre vom Idealen und Realen“ (P I, 20). Auf dem Vorsatzblatt des ersten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“, 2. Auflage, steht: „Αποκαλυψις μυστηριου χρονοις αιωνοις σεσηγημενου. Paulus ad Rom: 16, 25“ [Offenbarung des Geheimnisses, das seit ewigen Zeiten verschwiegen gewesen ist] (HN V, 153). Die Wahrheit hat sich Schopenhauer „offenbart“. Er greift gern zu theologischen Vokabeln, um seine „Mission“ darzustellen. In der „Vorrede“ zur zweiten Auflage der Farbenschrift heißt es noch recht vorsichtig: „So darf ich denn wohl annehmen, daß der Geist der Wahrheit, welcher in größeren und wichtigeren Dingen auf mir ruhte, auch in dieser untergeordneten Angelegenheit mich nicht verlassen hat.“ (F, IV) Eine Bemerkung in den „Senilia“ schlägt fast eine Brücke zur „Inspirationstheologie“: „Meine Philosophie ist, innerhalb der Schranken der menschlichen Erkenntniß überhaupt, die wirkliche Lösung des Räthsel der Welt. In diesem Sinne kann sie eine Offenbarung heißen. Inspiriert ist solche vom Geiste der Wahrheit: sogar sind im vierten Buche [sc. des Hauptwerks] einige Paragraphen, die man als vom heiligen Geiste eingegeben ansehen könnte.“ (HN IV/2, 8) In diesem Sinne ist es durchaus konsequent, daß Schopenhauer die Verehrer, die sich nach der Veröffentlichung der „Parerga“ — endlich! — einstellen, mit „evangelischen“ Titeln belegt: Dorguth ist der „Urevangelist“, Frauenstädt der „Erzevangelist“, von Doss heißt „Apostel Johannes“ und Becker gilt als „der gelehrteste Apostel“.³² Aber der ironische Unterton sollte nicht überhört werden.

Im ersten Teil habe ich versucht, Ihnen einige Gesichter des „vermutlich größten Zitierers und Lesers der Philosophie-Geschichte“³³ zu zeigen. Schopenhauer war ein „lector multiceps“, als Leser ebenso vielseitig wie als Denker. Der zweite Teil sollte Ihnen seine Skepsis gegenüber der „Bücherweisheit“ verständlich machen. Vielleicht gilt auch für die Lektüre, was Schopenhauer über die gerichtliche Vernehmung schreibt: „Wenn man einen Delinquenten vernimmt, so nimmt man seine Aussagen zu Protokoll, um aus ihrer Übereinstimmung ihre Wahrheit zu beurteilen. Dies ist aber ein bloßer Nothbehelf, bei dem man es nicht bewenden läßt, wenn man unmittelbar die Wahrheit jeder seiner Aussagen für sich erforschen kann; zumal da er von Anfang an konsequent lügen konnte.“ (W I, 89)

Der „Weltbuchleser“ zeichnet sich dadurch aus, daß er die Wahrheit „unmittelbar erforschen“ will. Denn man verfängt sich leicht in der Bücherwelt. Auch werden heutzutage nicht nur Bücher gelesen: Derrida liest „Epochen“, Gadamer schreibt über das „Lesen von Bildern und Bauten“, man spricht von der „Lektüre der Seele“ und ein „Reisebuch Italien“ trägt den Titel „Über das Lesen von Landschaften und Städten“.

Aber vielleicht handelt es sich bei dieser „Lesbarkeits-Metaphorik“ nur um die subtilste Form der „Weltverschließung“? Schließlich ist die Welt kein Buch, und, wie Novalis sagt, „der Sinn [...] ist verlohren gegangen.“³⁴

## Anmerkungen

\* Es handelt sich im Folgenden um den Text eines Vortrags, den ich am 1. 12. 1989 auf Einladung der Schopenhauer-Gesellschaft/Sektion Frankfurt a. M. gehalten habe. Schopenhauers Schriften werden wie im Jb. üblich zitiert (s. 71. Jb. 1991, 185); „Diss.“ meint die Erstfassung der Dissertation von 1813.

<sup>1</sup> Martin Heidegger, *Sein und Zeit*. Zwölfte, unveränderte Auflage Tübingen 1972, 153-160 (§ 33).

<sup>2</sup> Friedrich Schlegel: *Literarische Notizen 1797-1801/Literary Notebooks*. Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Hans Eichner, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1980, 203 (Nr. 2016).

<sup>3</sup> Dieter Lamping, „Selbstdenken und Bücherlesen. Zu Schopenhauers Kritik des Lesens“, in: *66. Jb. 1983*, 187-194, hier: 192.

<sup>4</sup> 63. Jb. 1982, 4 (mitgeteilt von Arthur Hübscher).

<sup>5</sup> Hübscher, in: HN V, VII und XII.

<sup>6</sup> Hübscher, in: HN V, XXV.

<sup>7</sup> Brief v. 8.3.1854 (Deussen XV [Nr.497], 289), zitiert in HN V, 81.

<sup>8</sup> Brief v. 20.7.1849 (Deussen XIV [Nr. 349], 640 f.).

<sup>9</sup> Lamping, a. a. O. (s. Anm. 3), 191.

<sup>10</sup> S. z. B. HN V, 123, 245, 250, 307, 308, 424, 428, 494, 496.

<sup>11</sup> Brief v. 22. 10. 1857 (Deussen XV [Nr. 664], 589).

<sup>12</sup> S. 64. Jb. 1983, 163 (mitgeteilt von Arthur Hübscher).

<sup>13</sup> S. die Nrn. 491, 614, 629, 745, 1095, 1136, 1377, 1400, 1448, 1480, 1657, 1711-1719, 1820, 1834 in HN V.

<sup>14</sup> S. HN V, 204, 238, 360, 478.

<sup>15</sup> Alfred Schmidt: *Die Wahrheit im Gewande der Lüge. Schopenhauers Religionsphilosophie*, München 1989.

<sup>16</sup> Ludger Lütkehaus: *Beibuch zur Schopenhauer-Ausgabe*. Einleitung zu Schopenhauers Werken nach den Ausgaben letzter Hand, Zürich 1989, 21.

<sup>17</sup> S. 66, 116, 171 f., 185, 228, 231, 324, 327, 341 f., 409, 415, 458.

<sup>18</sup> *64. Jb. 1983*, 163 (mitgeteilt von Arthur Hübscher).

<sup>19</sup> *63. Jb. 1982*, 16 (mitgeteilt von Arthur Hübscher).

<sup>20</sup> S. die Nrn. 34, 35, 49, 334, 420, 563, 664, 680, 715, 794, 843, 859, 878, 898, 946, 975, 984, 1037, 1050, 1060, 1238, 1415, 1792 in HN V.

<sup>21</sup> Schmidt, a. a. O. (s. Anm. 15), 203.

<sup>22</sup> S. Hübscher, in: HN V, XVIII.

<sup>23</sup> HN V, 416; s. auch 326, 444, 457.

<sup>24</sup> „Namen- und Sachregister“ im VII. Band der Hübscherschen Ausgabe.

<sup>25</sup> Descartes: *Discours de la Méthode/Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung*. Übersetzt und herausgegeben von Ludger Gäbe, Hamburg 1960, 16 (I.14).

<sup>26</sup> Otto F. Damm: *Arthur Schopenhauer*. Eine Biographie, Leipzig 1912, 32.

<sup>27</sup> Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*. Zweite, durchgesehene Auflage Frankfurt a. M. 1983, 325.

<sup>28</sup> S. Walter Schulz: „Der Grundansatz von Schopenhauers Philosophie“, in: F. B. Kaiser, B. Stasiewski [Hg.]: *Der Beitrag ostdeutscher Philosophen zur abendländischen Philosophie*, Köln/Wien 1983, 55-66, hier: 59.

<sup>29</sup> Karl Löwith: *Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des 19. Jahrhunderts*, 8., unveränderte Auflage Hamburg 1981.

<sup>30</sup> HN V, 168; vgl auch 444.

<sup>31</sup> So Walter Schulz in seinem sehr erhellenden Aufsatz über den „Grundansatz von Schopenhauers Philosophie“ (s. Anm. 28), 60.

<sup>32</sup> S. Siegfried Detemple, Alfred Estermann: *Die Schopenhauer-Welt*. Ausstellung zu Arthur Schopenhauers 200. Geburtstag, Frankfurt a. M. 1988, 113 f.

<sup>33</sup> Lütkehaus, a. a. O. (s. Anm. 16), 33.

<sup>34</sup> Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Zweiter Band (Das philosophische Werk I), Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1981, 594 (Fragment Nr. 316).